„Verzeihung, ich habe gar keine Zeit," geht Gamasche schnell an seinem alten Hausarzt vorüber.

„Haben Sie etwas gegen mich?" hält ihn der Arzt zurück. „Stets, wenn ich Sie treffe, weichen Sie mir aus und versuchen, schnell vorbei zu kommen."

„Im Gegenteil. Ich dachte immer, Sie wären mir böse."

„Ich? Warum?"

„Weil ich schon seit zwei Jahren nicht krank war."

*

Grien geht zum Zahnarzt. Einen zittrigen Zahn ziehen zu lassen.

„Mit oder ohne lokale Betäubung?"

„Was kostet denn das?"

„Mit Narkose zehn Mark, ohne Narkose nur vier Mark."

„Also dann mit Narkose," setzt sich Grien in den Stuhl. Der Zahnarzt nimmt seine Aetherspritze und rammt sie Grien dreimal zwischen die Zähne. — „So, mein Lieber, jetzt warten Sie im Vorzimmer fünf Minuten, bis die Narkose wirkt."

Grien schiebt hinaus. — Der Zahnarzt behandelt unterdessen einen anderen Patienten.

Nach fünf Minuten öffnet er die Tür: „Herr Grien bitte."

Aber Grien ist verschwunden.

Der Zahnarzt vergißt den Fall und nimmt einen anderen Patienten. — Am Abend trifft er mehrere Berufskollegen. Plötzlich hört er, wie ein Zahnarzt sagt: „Heute ist mir der seltene Fall unterlaufen, daß sich ein Patient einen Zahn ohne Betäubung ziehen ließ."

„Wissen Sie vielleicht, wie er hieß?" fragt da unser Zahnarzt, arg interessiert.

„Warten Sie mal — ich glaube — Grien hieß er."

*

Saul Salber etabliert sich. Als Spezialarzt für Ohrensausen. — Gestern ist ihm die luxuriöse Ordinationszimmereinrichtung geliefert worden: sogar ein noch nicht angeschlossenes Tischtelephon wartet auf dem Schreibtisch. Unten nagelt inzwischen einer das Schild an. Kaum hängt es, klingelt es schon.

„Der erste Patient," fährt Salber schnell in den weißen Mantel, „an die Messer!"

Der Diener meldet, daß einer im Vorzimmer wartet. Saul Salber läßt ihn warten.

„Der Nächste bitte," öffnet er nach zehn Minuten stark beschäftigt die Türe und läßt den Mann eintreten. Ehe er ihn aber anspricht, eilt er eifrig zum Telephon und fingiert ein Gespräch, um sich das Vertrauen des Mannes zu erringen.

„Herr Kollege," telephoniert er blind, „ich habe es mir überlegt, ich werde den Fall der Frau Gräfin übernehmen. Schicken Sie die Gräfin nachmittags zu mir. — Keine Ursache. — Bitte? — Was ich verlange? Ich nehme sonst stets tausend Mark. — Ja? — Also einverstanden. Auf Wiedersehen, Herr Kollege."

Wichtig hängt er den Hörer an. — „Und was fehlt Ihnen?" wendet er sich überarbeitet an den Fremden.

„Nichts, Herr Doktor," grinst der Mann, „ich bin nur der Techniker, der Ihr Telephon anschließen soll."

*

Treffen sich zwei Aerzte.

„Haben Sie auch schwere Fälle in Ihrer Praxis, Herr Kollege?"

„Jawohl. Ich gehe jetzt gerade wieder zu einem. Der ist mir schon über ein Jahr mein Honorar schuldig."

*

Fettleber ist krank. Schwer krank. Der Arzt erlaubt ihm täglich nur zwei Glas Bier.

„Keine Besserung," konstatiert der Arzt nach Tagen, „genaue Diät?"

„Gewiß. Nur meine vier Glas Bier pro Tag."

„Vier? Ich habe Ihnen doch nur zwei Glas erlaubt."

„Stimmt. Aber ich habe n o c h einen Arzt gefragt. Und der hat mir a u c h zwei Glas gestattet."

Die Dame und die Neue Sachlichkeit.

Von Hermine Kalthoff.

Von Zeit zu Zeit entstehen Schlagworte, die bald in aller Munde sind und so eine Verbreitung erfahren, die einer besseren Sache würdig wäre. Das Wort von der Neuen Sachlichkeit geistert überall umher — ob richtig angewandt oder nicht —, was tut das, man ist modern und gebraucht die Ausdrücke seiner Zeit.

Wir leben in einer Epoche der Renaissance, und zwar in einer Zeit der Wiedergeburt auf allen Gebieten. Natur und Einfachheit ist die Losung in der heutigen Ernährung und Gesundheitspflege, in Kunst und Architektur. Die neugebauten Häuser der letzten Jahre zeigen eine Linienführung und Anordnung von nicht zu überbietender Einfachheit und Sachlichkeit. Auch die Innenarchitektur erstrebt das gleiche Ziel: die Möbel zeigen glatte Linien ohne Ansätze und Schnitzereien, in die sich der Staub so gern lagerte und die deshalb die Verzweiflung jeder Hausfrau waren. Hell und licht, abwaschbar und arbeitsparend — so sieht die „Neue Sachlichkeit" aus!

Die Frau von Kultur und Geschmack kann sich den Vorzügen der neuen Bestrebungen nicht verschließen; aber sie lehnt die Stahlmöbel ab und ebenso die Fenster ohne jede Stoffumrahmung. Sie will nicht die unbedingte Sachlichkeit auf Kosten der Wärme, Harmonie und Behaglichkeit ihrer Räume. Sie bewundert auch heute noch in den alten Schlössern die seidenen Wandbespannungen, die schweren Damastbehänge der Türen und Fenster, die vielen Kissen und den Betthimmel aus Brokat, aber neidlos und ohne Wunschregung, Gleiches zu besitzen. Die Zeiten sind vorüber, da man sich solche Kostbarkeiten leisten konnte und Dienerschaft, sie instand zu halten. Und die eigene Zeit ist mit so vielem ausgefüllt, mit geistigen Interessen, Kunst und Sport, daß sie nicht ausschließlich dem Haushalt gewidmet werden kann.

Der Innenarchitekt weiß sich aber der weiblichen Einstellung anzupassen, ohne sich selbst untreu zu werden. Er schafft der Frau einen Rahmen, wie sie ihn sich reizvoller nicht wünschen kann noch mag: helle, lichte Wände und Decken, die nichts von dem Licht verschlucken, das durch die breiten Spiegelscheiben dringt. Die Fenster sind umrahmt von pastellfarbenen, fließenden und gleißenden Vorhängen aus Glanzstoff, waschbar, haltbar und von erlesenem Geschmack. Die Möbel zeigen gerade oder leicht geschwungene Linien, alles Unruhige ist vermieden. Die Polster sind mit feinstseide in wundervollen Farben und Mustern überzogen. Die zahlreichen Daunenkissen schmiegen sich der Form des Körpers an und erwecken den Wunsch, da zu bleiben, wo man ist und sich behaglich fühlt. Die auf dem Tisch liegende Decke harmoniert in der Farbe mit der des Raumes. Eine edel geformte Vase mit den bevorzugten Blumen der Frau des Hauses, leicht und geschmackvoll geordnet, vervollkommnet den Gesamteindruck des Zimmers.

Ungehindert durch schwere Vorhänge fließen die Sonnenstrahlen herein, vergolden und beleben den Raum, und erwecken auf der Seide warme Lichtreflexe von unerhörtem Zauber. Das Zimmer birgt keine Staubfänger; es ist hygienisch einwandfrei, von reizvoller Sachlichkeit und von kaum zu übertreffender Schönheit — also: ein behagliches, gesundes Heim.

Bequeme Schuldenabtragung.

Es ist sicher sehr lobenswert, wenn ein Gericht in einer Privatklage nicht nur nach dem toten Buchstaben des Gesetzes urteilt, sondern auch ein wenig Verständnis für die Lage des Beklagten mitsprechen läßt. Das Urteil jedoch, das kürzlich vom Amtsgericht im englischen Bradford gefällt wurde, dürfte von einem zu großen Mitleid mit der bedrängten Lage der Schuldnerin diktiert worden sein. Stand da eine Frau vor den Schranken und sollte sich darüber äußern, auf welche Weise sie eine geschäftliche Schuld in Höhe von 28 Pfund (560 Mark) abtragen wollte. „Sobald ich kann", antwortete sie. „Augenblicklich ist es mir aber mit dem besten Willen nicht möglich." Der Richter wiegte den Kopf, vertiefte sich nochmals in die Akten und kam wohl zu der Erkenntnis, daß der Gläubiger auch ein wenig schuldig zu sprechen war, weil er der Frau einen derartig hohen Betrag überhaupt geliehen hatte. Deshalb entschied der weise Kadi zum Erstaunen aller Beteiligten: „Die Beklagte wird verurteilt, den gesamten Betrag von 28 Pfund in monatlichen Raten von zwei Pence (16,5 Pfennig) an den Kläger zurück zu zahlen." Ganz abgesehen davon, daß der Richter vom Gläubiger ein wenig viel Geduld verlangt, ist kaum zu erwarten, daß auch nur einer der beiden Prozeßgegner die Zahlung der letzten Rate je erleben wird, denn bis dahin würden 280 Jahre vergehen.

Warburger Warte

Gratisbeilage zum Warburger Kreisblatt

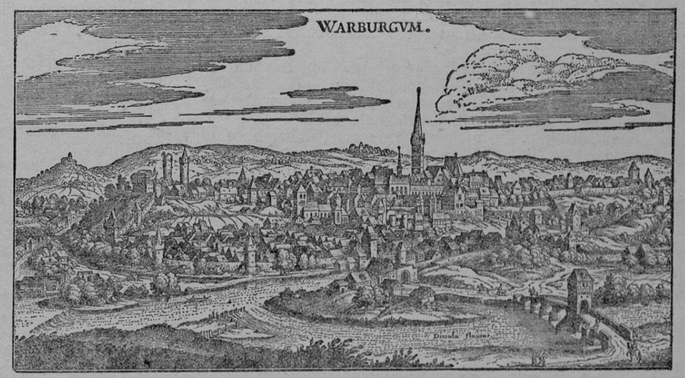
Erscheint wöchentlich zweimal

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleiter Paul Quick, Warburg

Druck und Verlag des Warburger Kreisblattes



Nr. 91 **13. November 1929** **4. Jahrgang**

Schwarze Rosen

ROMAN VON FRED NELIUS

URHEBERRECHTSSCHUTZ DURCH VERL. OSKAR MEISTER WERDAU SA.

14 Fortsetzung.)

„Vertrauen . .." sagte sie unhörbar. Mit einem tiefen Seufzer fiel der Kopf zur Seite, ließ sie ihre Hände an dem Körper niedergliten. „Vertrauen . . . ja. Vertrauen —"

Walther piel trat näher. „In der Tat, Baronin . . . wenn ich Ihnen sagen dürfte, daß ich grenzenloses Mitleid für Sie fühle."

Sie verstand ihn nicht. Milchig trübe Bilder mochten vor der Seele schwimmen.

„Sie erleben Schweres," sagte Walthersiel. „Das Schwerste, das ein Mensch erleben kann. Ich war schon gestern hier. Ich wollte fragen, ob Sie meine Hilfe brauchen können. Sie waren außerstande, jemand zu empfangen!"

Sie sah an ihm vorbei. Ihre Augen waren tot und ohne Seele. Sie rang die Hände, die wie Knabenhände immer in Bewegung waren. Sie schluchzte auf.

„Ich habe sie gewarnt. Ihn und — — sie."

Die Drei beharrten immer noch in ihrer sonderbar befangenen Haltung. Sie standen voreinander, aber ihre Blicke wichen aus.

Um die Stille zu durchbrechen, fragte Walthersiel: „Ist die Kommission des Amtsgerichts schon hier gewesen?"

„Ja."

„Hat man eine Spur?"

Sie drehte ihren Kopf zu ihm herum. Für Minuten trafen sich der beiden Augen. In den Augen Frau von Madernburgs glomm jäh ein Funke. Sonderbarer Funke. Und erlosch.

„Nein."

Aber plötzlich schreckte sie zusammen. Hob die Schultern.

„Doch . . . vielleicht."

„Nein . . . ich will nicht fragen," sagte Walthersiel. „Nur . . ." Er verstummte jäh. Er dachte an den Schicksalstag in Herrenstein. An die Stunde in dem Herrenzimmer Luchesinis . . . die Minuten vor der Leiche Madernburgs . . . die verzerrten, haßentstellten Züge Luchesinis . . . das Entsetzen in den Augen seiner Frau . . . an das neue Rätselhafte dieser Tat. Wie war es denn? Die Baronin Luchesini hatte vor dem Untersuchungsführer einen beispiellosen Hochmut an den Tag gelegt. Zu allen Fragen, die ihr delikat erschienen, zuckte sie die Achseln. Sie wußte nichts. Das eine nur, daß Madernburg im Park von hinten her erschossen sei. Unsichtbar der Täter. Die Spuren, die der Polizeihund aufnahm, führten tiefer in den Park. Verloren sich am See. Der Einschuß an der Leiche saß im Rücken. Alles Schluß.

„Alles, was ich sagen oder fragen möchte, will mir als Verfehlung an dem wünschenswerten Takt- und Zartgefühl erscheinen", sagte Dr. Walthersiel. „Daß ich tiefsten Anteil an dem Tode Ihres Mannes nehme, wissen Sie. Sie sollen weiter wissen, daß Sie auf mich rechnen können. Wie in allem, so auch darin, daß Ihr Mann gerächt . . . die Tat gesühnt wird. Unsere Lage hat in vielem Aehnlichkeit, Baronin. Hier Ihr Mann . . dort mein Bruder."

Sie zog sehr tief den Atem ein. Sie sagte nichts.

„Diese Pflicht, die Tat zu sühnen, will mir als Vermächtnis unserer beiden Toten scheinen. Ich will alles daransetzen, um es einzulösen. Mich selbst . . . meinen Namen . . alle Möglichkeiten, die ich zur Verfügung habe."

Ihr Gesicht war starr. Sie sah an Walthersiel vorbei. Minuten einer drückend bangen Stille gingen hin.

Dann schlug Erika die Arme um der anderen Hals. „Fürchtest du dich nicht in diesem Hause, Sonja? Willst du uns für kurze Zeit besuchen? Komm, Liebste. Steinpleiß wartet. Vater läßt dich vielmals bitten. Und ich bitte selbst. Sieh, ich bitte sehr, sehr herzlich."

Sonja Madernburg warf ihren Kopf zurück. Eine breite Strähne ihres schwarzen Bubenhaares löste sich und fiel nach vorn. Sekundenlang schloß sie die Augen. Strich mit weißen Händen über Stirn und Schläfen. Irre, wirre Bilder zuckten und versengten das Gehirn. Alles, was der Aetherrausch betäubt, erwachte jäh. Das Grausen fraß sich wieder in dem Herzen fest. Der Schleier riß. Sie schlug die Augen auf und sah ins Freie. Ihre Blicke flackerten auf Wipfel, die verschwommen durch das Grau des Frühlingstages winkten. Draußen waren Licht und Leben — war der Frühling mit dem Keimen, Blühen, all den Gotteswundern der verjüngten Scholle — war die Hoffnung. Hier drinnen aber war der Tod — das Grausen. War der Wahnsinn. Und das andere — war die Angst vor jenem, das man nicht in Worte fassen konnte.

Sonja Madernburg fiel stönend und mit weichen Knien auf den nächsten Ledersessel am Kamin. Sie streckte Walthersiel die Hand entgegen. „Gehen Sie, mein Freund. Ich möchte Erika Labuhn noch kurze Zeit allein sprechen. Gehen Sie. Und — — ich danke für die Hilfsbereitschaft und die Anteilnahme, die Sie mir entgegenbrachten."

Mühsam stand sie auf.

„Komme in mein Zimmer, Erika. Es ist ganz weiß. Niemals kam ein Mann hinein. Ich werde dir erzählen. Komme." — — —

14.

Sie hielt vor einer Tür im ersten Stock.

Mattes Dunkel herrschte hier im Flur. Der Fuß versank in schweren Läuferstoffen. Sonja Madernburg nahm Erika am Arm. Zog sie in ein beinah' dunkles Zimmer. Schloß es ab.

In dem Delfter Kachelofen war geheizt. Man empfand die Wärme. Der vertraute Duft von Rosen und Lavendel schwebte in der Luft. Aber auch ein penetranter Aetherruch. Eine kleine weiße Ampel flammte auf.

„Mein Reich . . ." versuchte Frau von Madernburg zu scherzen. Aber ihre Stimme war gebrochen und die Geste hilflos. Aengstlich hingen ihre großen dunklen Augen in den Augen Erika Labuhns.

Es war ein rechtes, echtes Mädchenzimmer. Mit sehr anspruchslosen weißen Möbeln . . . einem schmalen keuschen Bettchen . . . einem kleinen Hausaltar, geschmückt mit weißen Rosen und der ewigen Lampe. Oberhalb des Bettes hing das Bild von Xaver Madernburg in himmelblauer Uniform der Linzer Kaiserindragoner. Auf dem Kopf den Helm mit großer goldener Löwenschiene: Madernburg, sehr schlank und elegant . . . fesch und resch. Drei verwelkte schwarze Rosen waren an dem Bild befestigt.

Erika Labuhn trat näher. Sonderbar ergriffen, mußte sie die Augen trocknen. Heiß und unaufhaltsam stiegen ihr die Tränen in die Augen.

„Was willst du denn? Zitterst du schon vor dem Bilde eines Toten? Hüte deine Nerven, wenn ich dir erzähle. Weißt du, wer ich bin? Eine von der Gnade Gottes Ausgeschlossene . . . eine Mörderin . . . weiter nichts als eine Mörderin."

Frau von Madernburg fing fassungslos zu weinen an. „Laßt mich sterben, daß ich Ruhe finde. — Laß mich — laßt — —"

Da schlang Erika die Arme um den schlanken zarten Körper. Trug ihn nach dem Bett. Bedeckte ihn. Sie hielt die Hände Sonjas Madernburg. „Ich kann nur sterben oder mich betäuben. Ich kann das Leben nur ertragen, wenn die seligen Ströme durch den Körper strömen, die der Aether auslöst. Dann ist alles gut. Ich will es dir gestehen: Diese Nächte war er bei mir! Vier- . . . fünfmal in jeder Nacht. Weißt du, welche Seligkeit die Stunden haben, wo der Liebste da ist? Alles ist dann anders. Die Schatten sind der süßen Rätsel voll. Aus dem Dunkel scheint ein tiefes Klingen aufzustehen. Das sind die Lieder, die die eigenen Pulse klopfen. Vielleicht ist es der Schlag der Herzen, die zusammenklingen, aus Gesetzen, die wir nur empfinden, nicht erkennen können. Die Sterne draußen schienen leuchtender zu sein . . . ihre Chöre brausen voller. In der Ferne, wo geheimnisvolle Lichter glänzen, bläst der Hirtengott auf seiner Flöte. Musik erfüllt die Welt — eine müde, zärtliche Musik, die uns umfängt, alle Sinne einhüllt — ihn und mich — das Haus, in dem wir wohnen — alle Nähe und die Ferne —."

„Aber dann — — —"

Sonja Madernburg fuhr auf. Ihre Augen quollen angstvoll aus den Höhlen. Die Finger griffen in die Luft und streckten sich.

„— — — Dann kommt der Tag — das Erwachen — und das Grauen — und der Wahnsinn. Dann ist nur der Höllenschatten da. Krallen, die das Herz zerfleischen, steigen aus den Winkeln, Teufelsfratzen beißen sich in das Gehirn. Und die Angst — — die Angst — die Angst — — —"

Plötzlich brach sie ab. Riß die Lade an dem kleinen Nachttisch auf. Grüne Schächtelchen darin. Eine lange Platinnadel, die auf Watte ruhte. Sie setzte diese Nadel an den Arm. Eine Reihe kleiner Stiche leuchteten wie böse giftige Schlangenbisse aus dem blauen Adernnetz der Hand.

„Verzeihung, Liebste," sagte Frau von Madernburg mit leisem Lächeln. „Nun ist es wieder besser. Und — ich brauchte etwas Mut, damit ich dir erzählen kann. Willst du alles hören?"

„Sprich nur, Sonja."

Sie schob die Hände unter ihren Kopf. Starrte mit verträumten Augen in den blauen Dunst.

„Zunächst — war meine Schuld — die allzu große Liebe. Oder ist das keine Schuld? Alles, was sich bis zur Leidenschaft und Gier entwickelt, trägt bereits das Stigma des Verbrechens. Xaver Madernburg war schöner, glänzender und eleganter als die anderen Männer. Er hatte jene nervenlose, zynische Kultur, die in den Bann zwingt, weil sie sich nicht ausgibt. Ich aber liebte ihn mit einer Liebe, die mit jedem Tage hemmungsloser, wilder wurde. Siehst du, Liebste, damit ist der erste Schritt in das Verhängnis einer Frau getan. Sieger in der Liebe bleibt nur eine Frau, die kühl und ruhig ihre Pläne und ihr Ziel verfolgt — die mit kaltem Blute rechnet, während sich die Leidenschaft des Mannes immer mehr an ihr entzündet. Habe ich das je erreicht? Passembleu . . . selig war ich, wenn ich ihn umarmen durfte. Damit fing es an . . . Danach kam das andere.

Die verschlungenen Frauenhände lösten sich und ballten sich zur Faust. Für Sekunden war es still. Eine rätselhafte wehe, süße Traum- und Zauberstimmung lag in diesem Zimmer. Mit den Wundern seines mattgetönten Lichts, dem Rosen- und Lavendel- und dem Aetherruch. Dem leisen Tropfenpochen an die Fenster. Mit dem Schwingen dieser beiden Frauenherzen.

„— — — kam der ungestillte Hunger. Das Betteln um Almosen. Die Verzweiflung. Und der Haß. Er hat mich durch den Schmutz geschleift, geschlagen und getreten. Laß es gut sein, Liebste. Alles ist vorbei. Nur das Letzte muß ich dir noch sagen. Weißt du, was es heißt, wenn jemand Hunger leidet — alles das, wonach die Sinne fiebern, vor ihm steht — es ihm dann entzogen — andern — Satten, Uebersättigten und Fremden — ohne Recht auf Anspruch darauf zugetragen wird? Das ist stärker als die letzte Hemmung in uns. Das nimmt die Vernunft aus dem Gehirn. Das ist . . . Hölle."

Plötzlich wieder jenes irre Flimmern in den großen dunklen Augen . . . der angstentstellte Abglanz einer peingehetzten Seele. Und ein Zittern durch den zarten Frauenleib. Stöhnen, das aus heißer Qual geboren war. Die Finger hoben und verschlangen sich.

„Du . . . da kam es. Stieg es, ohne daß ich Macht dagegen hatte, in mir auf. Aus der tiefsten Tiefe. Aus dem schwärzesten . . . verruchtesten der Seelenschatten. Du — — der Haß. Das sinnlos würgende Gefühl . . . die Sucht nach Rache. — — —"

Die Letzte, die mir meinen Mann genommen hat, war Beatrice Lucchesini. Beatrice Lucchesini lieben und von ihr geliebt zu werden, ist so viel wie sterben. Lucchesinis Rolle in der Ehe ist die ähnliche wie meine. Nur — er ist ein Mann. Er bettelt nicht . . . er nimmt. Und — er rächt. Ich weiß es. Ich wußte es, bevor die erste schwarze Rose kam. Danach war das Herrensteiner Fest. Ich sah, wie Trixie Lucchesini und mein Mann sich unverhüllt und schamlos mit den Blicken gaben. Wie sie aus dem Saal verschwanden. Und das letzte sah ich: wie das Stelldichein der beiden in dem Park verraten und durch einen Diener Lucchesini zugetragen wurde.

Sonja Madernburg war totenbleich. Ein rührend trauriger, gequälter Aufblick ihrer großen Augen. Ihre Frauenseele hing am Kreuze.

„Durfte jemand über meinen Liebsten richten als ich selbst? Wenn er sterben mußte, sollte es durch meine Hand geschehen. Nur durch meine. Ich war Richter über ihn — nicht Lucchesini."

Ein paar Atemzüge war es still. Danach fuhr sie fort. Schnell, mit hastig hingehauenen Worten.

„Ich habe ihn erschossen. Ich. An jenem Abend habe ich ein Boot im See am Herrensteiner Ufer losgemacht . . . habe es im Wald versteckt. Dort fand ich es am letzten Tage. Muß ich dir noch Einzelheiten sagen? Nein. Es ist genug. Weißt du endlich, wen du vor dir hast? Schau mich an. Zitterst du schon wieder? Willst du mir noch einmal sagen, daß ich dich besuchen möchte? Daß ihr mich erwartet? Steht mir Steinpleiß offen? Ja? Nun sag's."

Plötzlich fing sie an zu lachen. Schrill wie irre. Schlug geballte Fäuste vor die Augen. Lachte . . . lachte.

„Ja! Ich bitte, daß du uns besuchen möchtest. Sonjo komme! Jetzt erst recht."

Unaufhaltsam liefen Tränen über das Gesicht der andern, während Erika Labuhn verzweifelt dasaß und dem Leben nachsann. Wer war schuldig? Gut und böse sein, war Schicksal. Half es, Sturm zu laufen gegen Unergründlichkeiten, die das Schicksal brachte? Zärtlich beugte sie sich nieder.

(Fortsetzung folgt.)

Der beste Coup des „Marquis von Down".

Der König der Unterwelt. — In der Rolle des Marquis.

Von Edwin Woodhall,
ehem. Mitglied von Scotland Yard.

Unter allen den Herren der Unterwelt, mit denen ich in Berührung gekommen bin, nimmt Georges Douglas, jetzt ein sehr alter Mann, der eine Strafe auf Lebenszeit verbüßt, einen besonderen Platz ein. Georges Spezialität lag darin, sich vertrauensseligen Geschäftsleuten gegenüber als ein Mann von Rang und Ansehen auszugeben, sich dadurch Kredit zu verschaffen und dann zu verschwinden.

Seitdem ich den offiziellen Dienst verlassen habe und mich privat betätige, werde ich häufig von großen Juwelieren beauftragt, schnell Erkundigungen über gewisse Kunden einzuziehen, die gerade aufgetaucht sind.

Einmal ließ mich ein Juwelier rufen und sagte: „Der Marquis von Down war am vergangenen Donnerstag bei mir und hat ein Halsband für 2000 Pfund bestellt. Ich sandte zwei zur Auswahl in sein Haus, und er kaufte eines davon. Das andere sandte er mit dem Assistenten zurück und versprach, mir am nächsten Tage den Scheck zu geben. Der Scheck kam zwar am nächsten Tage nicht, dafür aber erschien der Marquis persönlich und verlangte ein goldenes Zigarrenetuis sowie Uhren zugestellt zu erhalten, auch einige Ringe, da er und die Marquise einige Geschenke zu machen hätten und er sich alles in Ruhe ansehen wolle. Wir schickten ihm das Gewünschte zu, und er kaufte alles. Heute hat er nun wieder angerufen und nach einer diamantenbesetzten Tiara gefragt. Wenn ich das hinschicke, wird er es wohl kaufen, aber von dem Scheck sagte er heute nichts. Ist die Sache in Ordnung, kann er meinetwegen ein Jahr Kredit haben. Aber ich fange an zu zweifeln, — die Sache sieht mir doch recht sonderbar aus."

Die Sache kam auch mir sonderbar vor. Ich entdeckte, daß die angegebene Adresse die Stadtwohnung des Marquis von Down war, und natürlich konnte ein Geschäftsmann mit dem Marquis nicht nach Belieben verfahren. Ich beschloß, mit dem Assistenten zusammenen hinzugehen.

Als wir ankamen, führte uns ein Diener in der Livree des Marquis von Down in einen Empfangsraum. Kurz darauf erschien der Marquis. Er war von mittlerer Statur, mit einer leichten Glatze, grauem Haar und einem kurz geschnittenen Bart. Er war unauffällig gekleidet, trug weiße Ueberschuhe, und um seinen Hals hing an sehr breitem Bande ein altmodischer Kneifer.

„Ah, guten Tag", begrüßte er uns. „Nehmen Sie Platz!"

Wir setzten uns, und mein Begleiter überreichte ihm das Paket mit der Tiara. In diesem Augenblick warf der Marquis mir einen Blick zu, an dem ich sofort erkannte, daß wir es mit einem Verbrecher zu tun hatten, und zwar mit einem der gerissensten. Der Blick war nicht „abschätzend" und nicht der eines Aristokraten, der an stelle des gewohnten Begleiters einen anderen Fremden eintreten sieht. Es war der abwägende Blick eines Verbrechers, der im Zweifel ist, ob er es mit einem Detektiv zu tun hat oder nicht.

„Schön", sagte er, auf die Tiara weisend, „lassen Sie das Stück hier."

„Ich bedauere, Ew. Gnaden um einen Scheck bitten zu müssen", entgegnete ich. „Wir haben Ihnen Bargeld-Preise für die verschiedenen Einkäufe quittiert, und ich bin angewiesen, die Angelegenheit zu regeln."

„Sehr wohl", erwiderte der Marquis, ohne sich aus der Ruhe bringen zu lassen. Er klingelte und befahl dem eintretenden Diener, eine Schreibmappe aus der Bibliothek zu holen. Man brachte das Gewünschte, er schloß die Mappe auf, nahm ein Scheckbuch heraus und schrieb einen Scheck aus. Ich war verblüfft. Der Scheck konnte ebenso gut sein wie die Bank, auf die er gezogen war, er konnte aber ebenso gut wertlos sein. Immerhin war im Augenblick nichts zu machen. Wir verließen das Haus, und ich blieb zurück, um es zu beobachten und mir einen Plan auszudenken. Mein Begleiter ging ins Geschäft zurück. Ich begab mich zu einem in der Nähe befindlichen Telephon, ließ einen Mann kommen, der mir gelegentlich bei Nachforschungsarbeiten hilft, und trug ihm auf, den Marquis zu beobachten, ihn, wohin er auch gehe, zu verfolgen und mir Bescheid zu geben. Dann besuchte ich verschiedene Leute, die den Marquis von Down kannten. Sie alle bestätigten mir, daß der Marquis in der Stadt sei und Ende der kommenden Woche verreisen wolle. Das klang durchaus plausibel, und doch war ich nicht zufrieden. Erst wollte mir nichts einfallen, wie ich eine positive Identifizierung erreichen könnte, bis ich schließlich doch auf einen Gedanken kam. Ich telephonierte an einen Pfarrer, der als großer „Bettler" für wohltätige Zwecke bekannt war, und sagte ihm, der Marquis von Down beabsichtige, ihn sofort zu sprechen, da er ihm eine Stiftung zukommen lassen wolle. Dann eilte ich zu meinem Assistenten zurück, der mir mitteilte, niemand habe das Haus inzwischen verlassen. Nicht lange darauf traf der Pfarrer ein, und ich sah ihn das Haus betreten. Nach einer halben Stunde kam er heraus, ich sprach ihn an und fragte, ob der Marquis zu Hause sei, denn ich kannte diesen Pfarrer sehr gut.

„Nein", sagte er, „er ist nicht zu Hause. Sonderbare Sache. Man hat mich holen lassen, um eine Stiftung in Empfang zu nehmen, und als ich dort hinkam und nach dem Marquis fragte, trat mir ein grauhaariger älterer Herr gegenüber, der sehr freundlich war."

„Aber nicht der Marquis?" unterbrach ich.

„Nein, nicht der Marquis."

Ich hatte genug gehört. Ich telephonierte an Scotland Yard, legte sofort in aller Kürze die Lage dar und kehrte zum Hause zurück. Mein Helfer war verschwunden und dem Marquis auf der Spur. Der Verfolgte hatte in Victoria Station einen Zug nach Brighton bestiegen, wo er verhaftet werden konnte. Man machte ihm den Prozeß, und auf die Dauer von vier Jahren verschwand er von der Bildfläche.

Nicht wenig war ich überrascht, als ich erfuhr, wie er sich in das Stadthaus des Marquis von Down einzuschmuggeln verstand. Er hatte eine Anzeige in der „Morning Post" beantwortet und die Marquise, die für die Vermietung ihres Hauses keine Agenten anstellte, gesprochen. Sie beabsichtigte ursprünglich, erst in einer Woche auszuziehen, aber da er sofort das Haus wünschte, willigte sie ein, schon jetzt zu verreisen. Dann erhob sich die Frage der Empfehlungen und Einführungen, da er den Namen „Herr Simonds" führte.

„O", sagte er, „ich werde Ihnen heute nachmittag Referenzen zukommen lassen." Und nun vollbrachte er ein Meisterstück der Geschicklichkeit. Er fuhr nach Lambeth Palace und bat, dem Erzbischof von Canterbury vorgestellt zu werden. Er konnte diesen zwar nicht sprechen, wohl aber Hochwürden Mr. Candole, und wurde an den Kanoniker Patridge verwiesen. Dem Geistlichen erzählte er, er sei der Testamentsvollstrecker eines australischen Millionärs, welcher der anglikanischen Kirche eine halbe Million Pfund hinterlassen habe, die nach Gutdünken des Erzbischofs zu verwenden seien. Der Kanoniker war erfreut und verabredete mit Herrn Simonds, daß dieser am nächsten Tage den Erzbischof sprechen könne. Inzwischen rief der Schwindler Lady Down an und gab den Erzbischof als Referenz auf. Als sie daraufhin Lambeth Palace antelephonierte, kannte man dort Herrn Simonds sehr gut, und alles war „in Ordnung".

Es vergingen einige Jahre, ehe ich wieder mit Douglas in Verbindung kam, obwohl ich wußte, daß er bereits von neuem sein Unwesen trieb. Diesmal erhielt er für ein ähnliches Betrugsmanöver zehn Jahre Zuchtshaus.

Mit Pillen, Jod und Fiebermesser.

Heiteres von Jo Hans Rösler.

Zwei Aerzte standen auf der Straße. Zog ein Leichenzug vorüber. — „Von mir nicht," sagte da der eine Arzt zum andern Arzt.

Antwortete der andere: „Von mir auch nicht."

Fragte der erste: „Seit wann haben wir denn einen neuen Kollegen in der Stadt?"

*

Zink geht zum Zahnarzt. — „Der Zahn muß gezogen werden," besieht der Arzt den Fall. „Aber haben Sie keine Angst. Ich gebe Ihnen eine Einspritzung, und dann merken Sie überhaupt nichts."

„Erzählen Sie das einem anderen," wehrt Zink ab, „ich bin selbst Zahnarzt."

*